

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 76.

Donnerstag, 29. März

1928.

(2. Fortsetzung.)

### Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirotauer.

(Nachdruck verboten.)

3.

Schon geraume Zeit kauerte Isa Hofer versessen und vernichtet auf dem Backsteinunterbau des eisernen Gartengitters, ein winziges Klümppchen armseliger Menschennot in der Unermeßlichkeit Chinas und Asiens.

Der Rikshawuli stand ohne Regung neben seinem feinen Wägelchen mit dieser ausdruckslosen Miene, die tut, als wäre ihr Träger nicht vorhanden. Doch sein waches Weltstadtgehirn begriff das Schicksal, das sich da vor ihm erfüllte, und arbeitete hastig hinter der teilnahmlosen und unbeweglichen Stirn. Da bot sich eine Gelegenheit, die nicht so bald wiederkehrt! Er dachte an die verschwiegene Djunken draußen auf dem Strome, wo die Kulis verkehrten und weiße Mädchen die begehrtesten trüdlichen Wonnen waren.

Auch Ijas Gehirn sauste wie ein Motor auf hohen Touren. Es fauchte und wirbelte in ihrem Bewußtsein, es summte hell auf im Schmerz, Trauer, Unbegreiflichen und verzweifeltem Bangen.

Der Onkel tot! Dahingerafft von einer entsetzlichen Krankheit, von der sie wohl gehört hatte, die aber für sie stets etwas Fernes, Unwirkliches gewesen war.

Sie hatte den Onkel dahingerafft, den einzigen Verwandten von der Erde vertilgt! — Der arme Onkel, der sich liebvoll nach ihr gesehnt hatte! Um 14 Tage war sie zu spät gekommen.

Im Gehirn jaunten die Gedanken hochtourig weiter.

Ganz verlassen war sie jetzt — in der fremden, wunderlichen Stadt — in China — mit knapp 5 Schilling in der Tasche —, der arme, gute Onkel hatte ihr geschrieben, sie sollte mit dem Reisegeld nicht sparen. — Ungewohnt jeder Ausgabe, hatte sie noch in Colombo fast den gesamten Überschuh über die Schiffskarte hinaus — ausgegeben, hatte einen kostbaren, elfenbeinernen Buddha als Geschenk für Onkel Karl gesauft, — heute die Trinkgelder an Bord hatten den Rest ausgezehrzt — sie glaubte doch, sie brauche nun nichts mehr — denn auf dem Kai würde Onkel Karl stehen, sie zu empfangen — der arme Onkel Karl, den eine entsetzliche Krankheit dahingerafft hatte — ganz allein stand sie nun im fernen Asien — was sollte bloß aus ihr werden?! Herr im Himmel, was sollte nun aus ihr werden??!

So drehte sich ihr Gehirn immer in demselben ssenden Kreise.

Unbeweglich stand der Kuli zwischen den gesenkten Rikshawbecheln und schmiedete dunkle Pläne.

Trippelnde Schritte erklangen auf dem steinigen Bürgersteige der einsamen Villenallee. Es war das chinesische Dienstmädchen, das zurückkehrte. Isa hob das versteinte, betränte Gesicht. Mit asiatischem Gleichmut ging das Mädchen vorüber.

Doch es hatte Isa aus ihrer ersten Erstarrung und Lähmung aufgescheucht. Sie sah wieder bewußt den harrenden Kuli. Und Schreden packte sie. Der Mann wartete. Das kostete Geld. Vielleicht mehr als sie bezah. Sie hob sich von dem niedrigen Mauerwerke. Diese dunkle Erkenntnis der Notwendigkeit, daß etwas geschehen müsse, trieb sie empor. Sie konnte den Mann nicht noch länger warten lassen, sie mußte ihn entlohnern,

solange ihr Geld reichte. Aber, was sollte aus ihr werden? Wenn er fortging, war sie ganz allein in dieser erbarmungslosen Nacht von Schanghai!

Sie mußte in ein Hotel gehen. Sie hatte einige am "Bund" gesehen, große, stattliche. Unmöglich, wie sollte sie die bezahlen!! Auch war in ihr eine unweltliche Furcht vor Hotels. Noch niemals hatte sie eins betreten. In Hamburg war sie mit Schwester Veronika gleich vom Bahnhofe aus nach St. Pauli außs Schiff gefahren. Wo hin sollte sie sich wenden? Wo sollte sie diese Nacht bloß bleiben??!

Willenlos war sie auf die Rikshaw zugegangen, unschlüssig stand sie vor dem Chinejen, holte die kleine Börse aus der Handtasche und sah ihn verzagt aus nassen, klappenden Augen an.

Er lächelte, hob den rechten Arm und legte pantomimisch die Bache darauf. Sie begriff. Er meinte schlafen.

Sie nickte und zuckte die Achseln.

"Hotel", sagte er.

Sie öffnete die Geldtasche und zeigte ihre fünf Schillinge. "No money for hotel", erläuterte sie.

Er lächelte wieder.

Dann machte er durch Zeichen deutlich: genug Geld, wies auf die Rikshaw, dann auf seine Brust und sagte: "cheap hotel" — billiges Hotel.

In Isa war eine ahnende Abwehr, doch ihr blieb keine Wahl. Sie konnte mit ihrem Koffer nicht hier auf der Straße bleiben. Auch war ihr Kopf von dem Schicksalsschlag, der sie blizhaft getroffen hatte, zu dumpf und zu wirr, um klar zu denken.

Sie stieg ein.

Der Kuli trabte davon.

Eine Weile ging es durch andere schöne Villenstraßen. Sie erkannte französische Namen: Avenue du roi Albert, Route Lafayette, Rue Hennequin. Solange sie durch diese ruhevollen europäischen Alleen dahinglitt, schlummerte ihre Furcht. Doch plötzlich war sie mitten im wüsten Chineenviertel. Alten schlug um sie zusammen. Düstere, kleine Gassen, spärlich von Lampions erhellt, überweht von einem Karneval langer, bunter Reklamefahnen, umfingen sie. Ein Menschenwall umbrandete die beiden Seiten des engen Fahrdamms, Männer und Frauen, Kinder. Der Kuli schrie und stieß, seinem Gefährt Bahn zu schaffen. Es schien Isa, er sage jetzt dahin — schneller als ehedem. Die fremde Welt rückte nach ihr — man starrte sie an — neugierig, doch ohne menschliche Teilnahme. Sie fühlte sich wieder in Asien verloren. Und da umklammerte sie das Entsetzen.

Wohin schlepppte sie dieser fremde Mensch? Sie war flog, sie wußte, daß sie mitten im Chineenviertel war. — Sie biß die Zähne zusammen, rang gegen ihr frostiges Kälten. Nur nicht der Schwäche nachgeben, die sie umnachtet! Nicht ohnmächtig werden! Das Blut rauschte in den Ohren — das Herz schlug, daß sie meinte, jeder müsse es hören — Ruhe — Kraft — Beherrschung! Gott im Himmel, wohin schleppte sie dieser fremde Mann? Was würde man ihr antun, hier in diesem asiatischen Hinterhalte zwischen diesen schmutzigen, dunstigen, kleinen

Häusern —, in diesem unerträglichen, brennenden Ge-  
stant, — inmitten aller dieser halbnackten, gelben Men-  
schen mit diesen ekelhaften Geschwüren — unter diesen  
Frauen, die nackt waren bis auf einen blauen Schürzen-  
anzug über der Brust und schwarzen Hosen an den Beinen.  
— Was wollten sie von ihr, diese fremden, unheim-  
lichen Wesen, mit denen sie nichts gemein hatte, — von  
denen sie ihr Blut, ihre Farbe, ihre Glaube, jede Faser  
ihres Wesens trennte!? Es schien ihr, als stierten alle  
sie feindlich höhnisch an. — Sie wollte vom Wagen  
springen, wagte es aber nicht. — Denn dann war sie  
mittan in diesem qualmenden Menschengewühl, — hilf-  
loser noch als auf ihrem erhöhten Sitz. Und der Kuli  
schrie — man wisch vor ihm zurück — eine Stausasse  
öffnete sich in der gelben Flut — es ging weiter —  
weiter — immer tiefer hinein in das Labyrinth der  
Chinesenstadt und die Feindseligkeit, die zu ihr empor-  
geferte.

Sie fühlte zum ersten Male in ihrem jungen Leben  
das Grauen. Alles andere war vergessen. Onkels Tod  
— ihre grausame Lage. Nur das Entsetzen fladerte ihr  
im Hirn, — lähmende Angst vor unsagbaren Dingen:  
Mord — Entehrung — Morden. Alles, was sie je  
phantastisch Grausiges über China gelesen, was sie auf  
der Reise gehört hatte, wurde zu drohender, naher, wür-  
gender Wirklichkeit.

Sie schloß die Augen. Sie weinte jetzt halslos vor  
sich hin vor erstikender Furcht und hilfloser Ver-  
zweiflung.

Da geschah etwas Unerwartetes.

In einer Ecke von Fong Pang Road knallten Schüsse.  
Schreie — Flüche — Trampeln und Huschen flüchtender  
Füße.

Sie riß die Augen auf. Im selben Augenblitze  
stürzte sie vorüber aus dem Sitz. Ihr Kuli lag zudringend  
am Boden. Sie sah Blut auf seiner nackten Brust. Ein  
panischer Schreck schleuderte sie weiter. — In alle Richtungen  
stoben Menschen davon. — Wieder dröhnten  
Schüsse. — Sie tat einen Sprung, als sei sie getroffen,  
und hechtete bestinnungslos davon. — Vergaß ihren Koffer —  
vergaß alles, rannte um ihr Leben aus dem Bereich  
der Kugeln. Rannte und rannte durch Straßen, die  
durch Zaubertrüpf leer und öde geworden waren, —  
rannte, stürzte über Unrat haufen, raffte sich auf, stürmte  
weiter, geradeaus — um Ecken — sah einen Schatten —  
schrie gell auf — sah einen schleichen Menschen, —  
wirh hysterisch aufreibend zurück, raste in eine Seiten-  
gasse, sah Polizisten, flüchtete, ohne zu wissen, weshalb,  
wähnte nur, daß Mord, Frevel und Gewalttat entfesselt  
um sie geisterten. Ließ — ließ geradewegs nach Rue  
Maloo, der lasterhaftesten Gegend Chinas am  
Whangpoo.

#### 4.

Und da griff Iwan Gilkin sie auf.

Wie in jedem seiner moralischen Niederbrüche trieb  
er sich in diesem schmuhesten Winkel geheimer Aus-  
schweifung umher. „Trampelte sich nieder“, wie er es  
nannte.

Als Isa um eine Ecke bog, prallte sie gegen ihn.  
Er öffnete die Arme und fing sie ein. Sie taumelte an  
seine Brust. Schrie auf, glaubte, das Entsetzliche, vor  
dem sie in topflosem Schrecken floh, habe sie nun um-  
klammert.

„Hallo!“ rief er.

Angstverkrampft lag sie gegen ihn. Er fasste sie unter  
das Kinn, hob ihre Stirn dem gedämpften Lichte einer  
roten Papierslaterne entgegen und schmunzelte: „Alle  
Wetter!“

Das Gesicht war verzerrt. Die Augen waren nur  
furchtgeweitete Pupillen. Doch er erkannte selbst in der  
Entstellung die sanfte Schönheit seines Fanges. Er  
fühlte ihren Leib bebend gegen seinen Körper schlagen.

„Fürchten Sie sich doch nicht so“, mahnte er mit  
slawischem Akzent auf englisch. Seine Stimme klang  
seltsam.

Langsam begriff Isa, daß es ein Mensch war, der sie  
hielt, ein Europäer. Ihr Hirn klärte sich, entrang sich  
dem Verfolgungswahne. Sie sah direkt vor sich ein  
bleiches, durchfurchtes Gesicht mit großen, dunklen,

scherhaftigen Augen. Empfand dumpf: das ist Ret-  
tung. Die Spannung zerfiel. Es war, als lösten sich  
ihre Glieder. Sie glitt gegen ihn mit erschlafften Mus-  
keln und Sehnen. Der Mann wankte unter dem neuen  
Anprall, nahm sie fester in die Arme und sprach be-  
ruhigend auf sie ein. Sie verstand keine Silbe, hörte  
nur den besänftigenden Rhythmus der Worte.

Dann wich die marode Schwäche aus den Gliedern,  
sie fühlte wieder Halt unter sich und entwand sich seinen  
Armen. Erwachend blinzeln blickte sie um sich.

Jetzt verstand sie die Frage des Mannes: „Wie  
kommen Sie in diese Gegend?“

„Es wurde geschossen —“ Die wenigen Worte waren  
ein Kraftleistung.

Er lächelte. „Eine Schickerie, wie jede Nacht hier im  
Shanghai. Aber wie gerieten Sie hinein?“

„Ich —“

Da kam plötzlich der Jammer ihrer Lage über sie.  
Die Verzweiflung, die sie jährlings wieder überfiel, ent-  
strömte ihr in Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

## Arbeit.

In der Arbeit edlem Streben,  
Liegt der Keim zu hundertfält'ger Frucht, —  
Gleich der Saat im zarten Weben,  
In der Erde Turchenflucht. —

Und den Fleiß'gen krönt der Schweiß,  
Der die Saat zur Reife bringt  
Und die Ernte ist der Preis, —  
So sein Werk ihm gut gelingt. —

Und die Arbeit krönt der Segen,  
Wo der Wille nie erschlaift, —  
Wo sich immer Hände regen  
Und die Tat beständig schafft. —

Reinhold Dubiel

## Wenn der Schnee schmilzt.

Skizze von Emil Rath.

Warme Sonne rieselte über die Berghänge, hinterließ  
goldenes Leuchten auf dem fledenlosen Schnee, und dem  
Franz weidete sich das Herz, als er hier und da aus dem  
harten Weiß dunkles Felsgestein hervortreten sah. Nicht  
lange konnte es mehr währen, dann reichten sich die dunklen  
Felsen zu einer dunklen Linie, die am Berg schmeichelnd  
höher kroch, bis die Alp wieder im vollen Grün stand. Dann  
ging es hinauf auf die Senne — ihm wurden Herz und Kreis  
plötzlich froh, und er ließ einen Jauchzer los, daß die Stube  
dröhnte und die Mutter im Lehnsessel am Ofen erschrak und  
eine Masche vom Wollstrumpf fallen ließ.

„Jesse“, knöpfchüttelte sie, „was hast du denn?“

Statt aller Antwort stellte er sich breitspurig vor das  
kleine Fenster hin, versenkte die Hände in beide Hosentaschen  
und pfiff ein wenig falsch, aber desto heller: „Wenn's Blab  
lüftet weht“ — Plötzlich brach er ab und spähte neugierig  
durch die Scheiben auf die Straße.

Da kam der Haberstrohheini mit einem Herrn daher in  
grauem seinem Pelzwerk — so ein rechter Stadtkrad. Franz  
lächelte. Was der wohl hier oben wollte? Er spürte eine  
kleine Unruhe in sich und wandte sich zur Tür.

„Wo willst du hin?“ meinte die Mutter erstaunt.

„In den Stall!“ antwortete er gleichmütig, trat hinaus  
und sah lange den beiden nach, wie sie die Kreuzstraße  
nach Gruslingen zu stapften.

Franz wußte es so einzurichten, daß er wieder vor der  
Tür stand, als der Heini nach fast drei Stunden zurückkam.

„Grüß Gott, Heini. Schweren Weg gehabt, eh?“

Heini nickte. „Man muß halt so langsam gehn. Die  
Stadtstraßen sind's net gewohnt, das Steigen im Schnee.“

„Wohin wollte er denn?“

Heini war etwas verlegen. „Zur Sezi Meidinger habt  
Montag soll ich wieder fort mit ihm.“

Der Franz schluckte. „Also — hm — also — zur Sezi.  
Was hat der Fratz da zu schaffen?“

Die Achseln Heinis zuckten zweimal: „Weiß net. Sind  
aber minander guat bekannt. Den Schnab funktest du  
drei Meilen weit, den er ihr —“

„Schon gut!“ winkte Franz ab. „Anderer Leut Spuren geht mich nichts an. Grüß Gott, Heini!“ Damit trat er ins Haus und schmetterte das Tor krachend zu. Gerade heute wollte er auf ein, zwei Ständlein zur Sei. Gut, daß er den Heini gefragt. Da war er ja doch überflüssig. Bis zum Montag — salra, salra! Vier Tage und vier Nächte! Es kostete in Franz. Gewiß, er hatte der Sei nie gesagt, wie lieb er sie — und nun kam so ein „Lepp“ daher und — nein, es war zum Auswachsen. Und vier Tage lang hörte man vom Franz kein gutes oder frohes Wort.

Montag war ihm jede Arbeit zuwider. Die Mutter konnte sich seine Unruhe nicht erklären. Wohl zehnmal lief er vor das Haus, schaute links und rechts, ging in den Stall zurück und warf dort mit allerlei Gerät um sich, daß es nur so schepperde. Wie er nun zum zwölften oder gar dreizehnten Mal vor dem Tor stand, erblickte sein gelübtes Auge zwei Gestalten, die von der Höhe herabkamen. Kein Zweifel: das war die Sei mit ihrem Stadtfratz. Schleunigst verschwand Franz im Hause und stellte sich hinter die Gardine, von wo er gut die Straße betrachten konnte. Da schritten die beiden vorüber: Sei, blühend wie eine Alpenrose. Ihr Arm hing in dem des andern, der selbstgefällig unter dem grünen Hut mit dem mächtigen Gamsbart vor sich hinblickte und dem munteren Geplauder der Sei zu lauschen schien. Jetzt lachte sie aat hell auf — das fuhr dem armen Franz wie ein Stich durchs Herz. Er starnte noch, als die beiden längst verschwunden waren.

Wie gebrochen setzte er sich in den Lehnsessel, den er sonst als Ruheplatz verschmähte. So sind die Weiber! Noch auf der letzten Kirchweih hatte er der Sei so ein kleines Korallenherz an einem Samtbande gekauft. Für ihren Dankesblitz hätte er dem Krämer am liebsten seinen ganzen Laden abgehandelt — und nun! Vier Tage und — er wagte sich nichts mehr auszudenken, gab sich einen Ruck und ging an die gewohnte Arbeit.

Die Sonne meinte es tagelang gut; immer höher stieg an den Bergen der dunkle Schatten, von der Höhe der Straßen rieselte ununterbrochen das Schmelzwasser zu Tal, ferne Lawinen donnerten — Tauwind, Föhn. Der Schnee schmolz.

Mit verdrossenen Augen schaute Franz von der Schwelle des Hauses den ichtjamen Wollengebilden nach, die im Föhnwirbel aufwärtschwangen. Als sein Blick den Boden suchte, fuhr er zusammen: halb schaute aus dem schmelzenden Schnee neben der Türschwelle etwas Rotes. Seine Ahnung trog nicht: ein Korallenherz am schwarzen Bande. Das Korallenherz, das er Sei geschenkt. Hatte er vorher noch geschnaukt, — jetzt wußte er's: sie hatte ihm das Herz vor die Tür, gleichsam vor die Füße geworfen. Das es vor dem Fenster gelegen, danach fragte Franz nicht. Wilde Lust kam über ihn, es einmal recht toll zu treiben, den nagenden Schmers zu befäubern. Heute war im „Brauner Bären“ zu Gruslingen Tanz. Zum Schlus würde es wohl so ein wenig Rauferei geben, — wenn schon. Dazu war er recht in Stimmung. Der Mutter, die fragend ausah, wie er den Sonntagsanzug aus der Truhe nahm, sagte er kurz: „Ich geh nach Gruslingen 'nauf!“ Möchte die Mutter denken, alles sei noch wie sonst. Denn er wußte, daß sie der Sei gut war.

Es dämmerte schon, als Franz die ersten Häuser von Gruslingen hinter sich ließ. Das Dorf war weit auseinander gezogen, und der „Braune Bär“ lag ziemlich am andern Ende. Wie von ungefähr huschte Sei Meidinger daher. Ein kleiner Schrei der Überraschung: „Franz, du, du?“

Gelt, schlägt dir das böse Gewissen? Meinst eh, ich wär ein Gespenst?“

Verlebt fragte sie: „Warum so garstig?“

Wie ein Sturzbach brach es da hervor aus ihm: „Meinst eh, da könnt man lieb zu dir sein, wenn du einem das Herz vor die Füße wirfst und so einen noblen Stadtfratz herbergst, eh? Zum Spielen bin ich mir zu schad!“

Schmeichelnd legte Sei die Hand auf seinen Arm: „Geh, das war doch mein Bruder! Der ist Arzt in Stuttgart!“

Misstrauisch legte Franz den Kopf auf die Seite: „Mag schon wahr sein. Aber nein — das rote Herz —“

Sie bettelte: „Gib's her! Ich hab' es die ganzen Tage gesucht. Als ich neulich vom Bahnhof zurück kam und bei deinem Haus vorüber ging, konnt' ich's nicht lassen, ich hab' mich auf die Zehen gestellt und wollte durch das Guckloch im Fensterladen in dein Stübchen schauen — und dabei — geh, gib's her, das Herz!“

Franz machte ein grausam ernstes Gesicht: „Das Korallenherz — behalt ich.“ Sie zog scheu ihre Hand zurück, doch sein Gesicht kam dem ihren ganz nahe, und leise sagte er: „Willst du nicht — lieber mein anderes Herz?“

Sie glühte hell und fein auf, ein glückliches Lachen, das an seinem Munde erstickte.

## Halligfahrt.

Von Hans Piroth.

Im Hafen von Husum. Später Morgen. Schrill kreischt die Dampfsirene des kleinen Halligdampfers „Theodor Storm“. Zwei Dutzend Passagiere sind an Bord. Lautlos verläßt das Schiff das Ufer. Langsam verschwinden die kleinen und etwas eingeengten Hafenanlagen. Die Fahrrinne wird breiter. Kleine, dünne Wellen klatschen hellhäumend auf. Die letzten im Hafen anlandeten Fischerboote versinken. „Theodor Storm“ fährt am Deich entlang. Sein Lauf wird schneller. Schon zwischen von Zeit zu Zeit größere Wellen auf. Eine schlägt gar über das Bordende. Dann auf einmal ist der Zinkel des Deiches schon in weite Ferne gerückt. Langsam in Himmel und Wasser zerfließend. Ringsum Meer. Nur ganz ferne verschleiert flache Dünen. Größer oder kleiner, näher oder weiter. Wolken am Himmel, aus denen die Sonne hervorbricht. Eine schwankende Brücke auf das Wasser versend. Grün ist die ganze Meeresfläche, Grün in so eigenartlich herber und intensiver Färbung. Nur unterbrochen durch das schneeweisse Schäumen kleiner Wellen, die sich gegenseitig bekämpfen. Oder auch nur miteinander spielen. Oder ist es der Glanz der weißen Wolkenballen, die sich im Wasser spiegeln? Dann kommt eine rote Rose. Sie trägt irgend ein Zeichen. Fern die Segel eines heimkehrenden Fischkutters. Dann wieder nichts als Meer. Nur am weiten Horizont seitlich der Fahrtrichtung verschwommen selber Dünenboden.

Größer schlagen die Wellen. In ihr rhythmisches Hin und Her geht die Bewegung des Schiffes über. Sein Schaukeln nimmt zu. Bis jetzt war es bei dem knatternden Zittern des Motors kaum bemerkbar. Große Sturzwellen schlagen wild ans Schiff, zischend über das Bordende. Oft mehrere hintereinander. Und wenn gerade die Sonne unbewölkt darüber liegt, dann schäumen sie schneeweiss glitzernd.

Nordstrand und Pellworm sind in unsichtbare Ferne gerückt. Heller Sonnenschein liegt auf dem Schiff. Weiße Möwen umkreisen es. Große grüne Wellen spielen laut. Miteinander und mit dem Schiff, es hin und her werfend. Seine schaukelnde Bewegung wird monoton. Weit liegt das Meer.

Im fernen Nebel erscheint umschleiert ein einzelnes Haus. Zugleich wächst es aus dem Meer. Und unter ihm die Hallig. Es ist Süderoog. Der Nebel weicht. In naher Ferne liegt Land. Umfaßt und durchsucht vom Meer.

Der Dampfer hält. Mitten im Wasser. Laut und schwerfällig wirkt er Unter. Wer zur Hallig will, muß sich „ausbooten“ lassen. Ein Kahn wird herabgelassen. Immer fünf besteigen ihn. Nachdem sie Schuhe und Strümpfe ausgezogen haben. Kräftige Arme rudern ihn der Hallig entgegen. Doch auch der Kahn muß mitten im Wasser halten. Der seichte Uferboden hält ihn auf. Der Rest muß durchwaten werden. Hosen werden hastig hochgestreift. Röcke fliegen in die Höhe. Die Spitzenhöschen der Mädchen streifen gerade noch die Oberfläche des Wassers. Das so eigentlich saalig-warme Seewasser geht bald in feuchten, sammelweichen Sandboden über. Der Wellenschlag der vorher gegangenen Flut ist noch in gleichmäßigen Kurven eingesunken. Kleine durchsichtige Steine und bunte gesetzte Muscheln liegen ungezählt umher. Fast unhörbar weich knistert der Sand. Ganz leise klatschen die Wellen der Nordsee.

Die Hallig steigt an. Weit und breit von Wasserrinnen durchzogen. Hier und da in einer Niederung überflutet. Dann verschwinden Wasser und Sand mehr und mehr. Feuchter Summsboden mit dürriger Vegetation schließt sich an. Schneeweiße Möwen tummeln die Möwen umher. Unaufhörlich wie kleine Kinder schreien. Sie liegen ganz niedrig und sind sehr zahm. An geschützten Stellen des Halligbodens liegen ihre Nester. Ihre Jungen tragen die Farbe des Bodens und werden von Menschen nur selten gefunden. Höher steigt die Hallig. Auf fargem Grasboden wachsen blaue Halligblumen. Ganz oben steht das Hallighaus. Strohbedeckt. Von einem kleinen Hof umgeben. Genau in der Mitte des Hallig. Durch seine hohe Lage gegen die Flut geschützt. Einige Leute wohnen da. Dasselbe Geschlecht schon seit Jahrhunderten. Auf einsamer Hallig. Weit und unten liegt das Meer. Grau und ruhig. Ganz ferne die Masten des verankerter, wie verschlagen daliegenden Halligdampfers. Und ringsherum Meer. Bis da, wo Himmel und Erde sich berühren.

Die Stunden eilen. Man möchte bleiben. Doch mit der Flut muß der Dampfer wieder in den Hafen einlaufen. Man läuft zum Strand. Man lädt sich einbooten. Und kommt nach mehrstündiger schaukelnder Fahrt froh und müde in Husum an.

## Des Kleingärtners Tagewerk im April.

Der ernste Kampf des jungen Lebens mit den lebten, immer wiederkehrenden Tüden des Winters neigt sich seinem Ende zu. Nun kommt endlich der heißersehnte Frühling, diese herrliche Zeit mit ihrer unvergleichlich schönen Blütenpracht. Nach uralten Geleisen fügt er sich in den ewigen Kreislauf der Natur. Bald erglänzen Wald und Wiesen, Feld und Fluß in jungfräulichen Festgepräge. Die Lust ist durchdrungen von geheimnisvollen Düften. Tausendstimmiger Jubel ohne Ende.

Mit dem Wachstume in der Natur steigert sich auch unsere Arbeit im Garten. Der April ist entschieden die wichtigste Zeit für die Gartenarbeiten im ganzen Jahre. Durch die nun folgende Bestellung der Beete erhält auch er sein festliches Aussehen. Mögen die Hoffnungen, mit denen Aussaat und Pflanzung begleitet werden, in reichem Maße in Erfüllung gehen!

Im Obstgarten ist die Unveredlung älterer Bäume in vollem Gange. Auch an den Obstpalieren können noch kahle Stellen durch Einsetzen kleiner Fruchtzweige ausgesetzt werden. Das Beschriften und Auspuszen der Bäume muß jetzt beendet sein. In trockener Zeit sind frischpflanzte Obstbäume reichlich zu bewässern und ihre Baum scheiben zur Erhaltung der Feuchtigkeit im Boden mit kurzem Mist, Torf mull, Laub, im Notfall auch mit Rasenstück zu belegen. Vorsichtshalber sollte man auch die Stämme der Bäume mit einem Lehmbrei, dem man der besseren Haltbarkeit wegen Kuhhaar aufsetzt, bestreichen. Gleichzeitig wird die Rinde, die im Winter durch Hasenfraß geschädigt wurde, erneut mit solchem Lehmbrei verschmiert und mit Sacklein verbunden.

Ein wichtiger Punkt in der Pflege der Obstbäume ist die Bekämpfung der Schädlinge, auf die man gerade während der Entfaltung der Knospen ein wachstumes Auge haben muß. Schon frühzeitig sind die Rauwen des Ringelspinners, Schwammspinners, Frostspinners u. a. am Werke. Die meisten dieser Insekten sind noch in Gesellschaft zusammen und können dann leicht vernichtet werden. Auch der Apfelschlundstecher tritt während der Blüte auf, um seine Eier in die Blütenknospen zu legen. Er wird am erfolgreichsten von den Bäumen, namentlich von den niedrigen Zwergobst- und Spalierbäumen, am frühen Morgen, solange diese Insekten noch die Taustärke haben, auf untergelegte Tücher abgeschüttelt und dann vernichtet.

Trotzdem ist es ratsam, sofort nach der Blütezeit eine zweite Bepflanzung mit einer einprozentigen Kupferkalkösche oder mit einer 15prozentigen Noprasenlösung, solange noch die Blütenkelche offen sind, vorzunehmen, um dadurch die um diese Zeit austretenden Rauwen des Apfelschwärmers (Obstmaden) und viele andere schädliche Rauwen zu vernichten. Gleichzeitig werden aber die Pilzleime der verschiedenen Krankheiten, wie Schorf (*Fusicladium*), Polsterchimmel (*Monilia*), Meltau u. a. auch zerstört. Wo im vorigen Jahre die Stachelbeersträucher von dem amerikanischen Stachelbeermeltau heimgesucht worden waren, ist sofort nach Laubausschlag nochmals mit einer Schwefelkaliumlösung oder noch besser mit Solbar zu spritzen, um einer erneuten Erkrankung vorzubeugen.

Erdbeeren werden noch gepflanzt. Wenn möglich, pflanze man nur verjüngte (viviparte) Pflanzen, die wegen ihres guten Wurzelballens sich besser und rascher entwideln. Ältere Säcke sind von dürem Laub zu säubern und der Boden zu lockern, wobei der Mist, der im Spätherbst zur Deckung benutzt worden ist, mit der Grabgabel untergebracht wird.

Auch im Gemüsegarten gibt es reichlich Arbeit. Vor allem sind die Beete für die Aussaat und Verpflanzung herzurichten, aber nicht mehr als man am gleichen Tage bestellen kann, damit sie nicht zu stark austrocknen. Sie werden nur mit dem Karst durchgehakt und mit dem Rechen gesehnet, wobei alle Schollen, auch die kleineren, zu zerstören sind. Zum rascheren Keimen und Entwickeln der Sämlinge sollte man es nicht unterlassen, die Oberfläche der Saatbeete mit einer nahrhaften Kompost- oder Mistbeeterde 1½–2 Zentimeter abzudecken.

Zunächst sind an Ort und Stelle am vorstellhaftesten in Reihen zu säen: Möhren, Gelberüben und Karotten, Rotrüben, Rettiche und Radieschen (am besten in das Lattichbeet, wo sie vor den Erdlöchern geschützt sind), ferner Römersohl (Mangold), Lattich (in Breitsaat) und Koolsalat. Auch einige Beete für Küchengewürzkräuter, wie Petersilie, Kerbel,

Boretsch, Bimbinelle, Sauerampfer, ferner Bohnenkraut, Thymian u. a. sind anzulegen und zu besäen.

Ausgepflanzt werden die im Mistbeet angezogenen Gemüsepflanzen, und zwar zu Anfang des Monats: Alle frühen Kohlsorten, früher Koolsalat, ferner Staudzwiebeln, Schalotten und Knoblauch. Auch Erbsen und zu Ende des Monats können auch schon die ersten frühen Buschbohnen (aber nur in geschützter Lage) gelegt werden. Ferner werden zu Anfang des Monats die vorgezogenen Frühlarfosseln und einige Tage später die Spätzkartoffeln gelegt. Bei eintretenden Nachtkrähen ist das sehr empfindliche Kraut der ausgegangenen Kartoffeln durch Anhäufeln mit Erde oder Bededen mit Laub, Stroh usw. zu schützen.

Neue Anlagen von Spargeln sind jetzt zu machen und ältere Spargelbeete für die Ernte herzurichten.

Im Blumengarten muß großes Saubermachen stattfinden. Die Schuhhüllen sind überall zu entfernen. Knollen und Stauden sind zu pflanzen. Ins Freie können ausgesät werden: Wohlriechende Wiese, Kapuzinerkresse, Lupinen, Gartenmohn, Kornblume, Calendula, Nigella, Demodokosla u. a.

Die Zimmerpflanzen sind aus ihren Überwinterungsräumen zu bringen, zu reinigen und, wenn sie die Töpfe durchwurzelt haben, zu verpflanzen. Härtere Pflanzen, wie Lorbeer, Alaba, Economus u. a. können bereits im Freien aufgestellt werden. Fleißiges Gießen im Zimmer ist jetzt unabdingt nötig. Vor allem gönne man den Pflanzen reich viel Luft und Sonne, eine Wohltat für sie, die sie solange entbehren müssten.

### Reihen- oder Stufenpflanz der Buschbohnen.

Je nach der Bodenbeschaffenheit sind die Buschbohnen einzeln in Reihen oder zu mehreren in flache Pflanzlöcher, Stufen, zu legen.

Für feuchten tonigen Boden, der an und für sich für Bohnen ungünstig ist, wende man ausschließlich die Reihenpflanz als die allein richtige an. Die Luft kann durch die Reihen ungehindert streifen und verhütet dadurch Fäulnis. Längs einer Schnur zieht man in einem Abstand von 30 Zentimetern, der eine bequeme Bodenbearbeitung späterhin ermöglicht, etwa 10 Zentimeter tiefe Furchen, in der alle 10 Zentimeter (nicht weiter!) eine Bohne gelegt und mit nahrhafter Kompost- oder Mistbeeterde bedeckt wird. Werden die Bohnen tiefer gelegt, dann saulen sie leicht. Nach der Entwicklung des vierten Blattes wird das Beet leicht gehakt und dabei gleichzeitig die Furchen auseingeschüttet. An den mit Erde bedeckten unteren Stielteilen entwickeln sich bald neue Wurzeln, die nicht unwesentlich zu einem kräftigen Wachstum der Pflanzen beitragen. Ein erhöhter Ertrag ist die weitere Folge, der schon an und für sich durch die Reihenpflanz bedingt ist.

Im leichten durchlässigen Boden, der ohnehin im Sommer leicht austrocknet, ist die Stufenpflanz am Platze. Man macht mit einer kurzen Hade längs einer Schnur in Abständen von 40 Zentimeter flache Pflanzlöcher, in die man die Bohnen legt. Ihre Zahl richtet sich wiederum nach der Beschaffenheit des Bodens. In mittelschwerem Boden wird man sich auf 5–6 Bohnen für ein Loch beschränken, dagegen wird man im Sandboden ihre Zahl schon auf 6–8 erhöhen. Besonders im letzteren Fall werden dadurch stärkere Büsche erzielt, die mit ihrem Blätterwerk fast das ganze Beet bedecken und es vor dem Austrocknen bewahren. Das ist aber von großer Wichtigkeit für die Fruchtentwicklung. Auch bei der Stufenpflanz sind die Bohnen nur zwei Zentimeter hoch mit Erde, am besten mit Kompost- oder Mistbeeterde zu bedecken. Die Beete werden ebenso wie bei den Reihenpflanzen öfters gelockert.

### Nat und Unregung.

Die Führinge sind das beste Unterscheidungsmittel für Geißlägel. Sollen diese nicht nur zur Alterskontrolle dienen, sondern auch zur Feststellung des Legevertrags, zum Nachweis der Abstammung und ähnlichem, so sind sie mit Nummern, Abzeichen usw. zu versehen. Zur Alterskontrolle würden neben Ringen mit der Jahresszahl auch verschiedenfarbige empfehlenswert sein. Bei den Hühnern genügten sicher 4–5 Farben. Das erste Jahr ein weißer Ring, das zweite ein roter, das dritte ein blauer, das vierte ein gelber und das fünfte ein grüner, und dann wieder von Anfang an.